

(Nachdruck verboten.)

4) Wolfgang Wilfling.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

Die Morgensonne, die zwischen Kaiserwald und Dilln stand, spreitete ein Goldnetz über die welligen Fluren. Wie ein flimmernder Nieselregen kam's herab, machte rote Ziegeldächer glänzen, weiße Gehölze aufleuchten. Goldgelbe Felder, auf denen schon da und dort Getreide-Mandeln emporwuchsen wie Zelte eines lagernden Heeres, wechselten mit baumumbuschten Dörfern, Wiesen, die nach dem ersten Schnitt wieder in frischem Grün prangten. Kleine Gehölze, glitzernde Teichflächen schoben sich dazwischen.

Die Blicke der beiden Männer gingen in derselben Richtung.

„Siehst Du Neuhaus?“

„Nicht recht, Vater.“

Wilfling streckte den Arm aus.

„Das Weiße, ganz droben, rechts vom Kaiserwald, im Sattel, ist Königswart . . . Weiter herunter, nach links, Sandau . . . Dann kommt der dunkle Wald . . . Und jetzt schau einmal ganz genau hin . . . Da, vor dem Wald, wo die Lehne abbricht . . . Nach rechts zieht sich etwas Schwarzes herab . . . Der große Obstgarten, weißt Du . . . Siehst Du's? Ja? . . . Das ist Deine alte Heimat.“

„Das Forsthaus find' ich nicht . . .“

„Kannst Du auch nicht von hier aus. Das Dorf und die Bäume verdecken es. Es liegt ja ganz hinten, knapp vor dem Walde.“

Eine Weile standen die Männer und schauten. Dann riß Fritz seine Augen von dem lieben Bilde.

„Es war schön in Neuhaus!“

Er rückte sein Gewehr zurecht.

„Wollen wir nicht gehen, Vater? Emma wird Kätzchen gebadet haben . . . Was meinst Du zu dem ewigen kalten Wasser?“

Wilfling schob die Hände auf den Rücken unter den Gewehrkolben und schritt aus.

„Du wurdest jedesmal krank, sobald Dich Deine Mutter einmal kalt gebadet hatte . . . Vielleicht brauchen die in der Stadt mehr Abhärtung; bei uns hier kommt sie schon von selbst.“

Sie gingen auf einem breiten Grasweg durch vierzigjährigen Kiefernbestand. Fritz, der etwas voraus war, blieb plötzlich stehen, wandte sich und sah zu seinem Vater auf.

„Sag' einmal, Vater, warum hast Du nicht wieder geheiratet?“

Wilfling zog den ausgestreckten Fuß zurück, die Linke faßte das Gewehr vorn an den Läusen, mit der Rechten bog er den Rand des Hutes etwas herab. Sein Gesicht war ganz ernst geworden.

„Du weißt doch, was ich Deiner Mutter versprochen habe!“

„Und an das eine Wort willst Du Dich Dein ganzes Leben lang halten?“

Der Förster faßte den Sohn an der Schulter und drehte ihn herum.

„Gehen wir weiter! . . . Du willst einen Lumpen zum Vater haben?“

„Vater, so ist das doch nicht gemeint!“

Er wollte stehen bleiben. Der Förster ließ sich nicht halten.

„Wieso denn? . . . Wer sein Wort bricht . . . Gilt das auch nicht mehr bei Euch draußen?“

„Doch! . . . Sein Wort soll man halten — wenn man kann . . . O, Vater, Du kennst die Geschäfte nicht!“

„Gabe nie Geschäfte gemacht — mit Deiner Mutter . . . Freiwillig und gern habe ich ihr versprochen, nicht wieder zu heiraten . . .“

„Du bist noch ein Mann in den besten Jahren . . .“

„Weiß ich! Spring' noch über jeden Graben . . .“

„Hast kein weißes Haar im Bart . . .“

„Hüschelweise! Aber der Bartel und die Margaret haben sie herausgeschnitten. Der alte Faselhans hätte mir ein Ruchknackergeßicht aufgehezt, wenn sie nicht nachgeholfen hätte . . .“

Fritz drehte sich wieder um. Alles Drängen des Försters nützte nichts.

„Kennst Du das ein Leben, mit fremden Leuten? Die Margaret bleibt Dir doch nicht ewig!“

„Kann sie nicht halten, wenn sie gehen will.“

„Und wenn Du krank wirst?“

„Muß ich's ertragen!“

„Vater, das ist ja unvernünftig!“

Wilfling war schon wieder im Gange. Der Sohn eilte ihm nach und hielt mit ihm gleichen Schritt.

„Gast Du niemals einen Arzt zu einem Totkranken sagen hören: „Mein Wort, ich bringe Sie wieder auf die Beine“. Und er hatte doch auf den ersten Blick gesehen, daß da nichts mehr zu wollen war . . .“

Grimmig kam es von des Försters Lippen:

„Stimmt! Gab's ja selbst so gemacht. In Neuhaus . . . Ein junger Holzhauer stieß das Fenster auf und wollte mit auf die Jagd. Ich sah, daß ihm der Tod ins Gesicht geschrieben . . . Abzehrung . . . „Heute nicht, Konrad, das nächstemal, wenn Du wieder gesund bist! . . .“ Nach zwei Tagen war er tot.“

„Siehst Du! . . . Aber wenn es sich um Dich handelt . . .“

Wilfling fuhr herum.

„Willst Du mir sagen, was . . .“

„Dazu habe ich kein Recht, Vater. Ich wollte Dir nur zeigen, wie unnötig schwer Du Dir das Leben machst . . . Da kommen wir ja wieder auf das Alte zurück: „Wer dich auf die rechte Wange schlägt . . .““

„Den möchte ich sehen, der mich anzurühren wagt! . . .“

Vater und Sohn sahen einander einen Augenblick lang in die Augen. Die Köpfe waren rot geworden . . .

Vom Forsthaus her kamen helle Stimmen. An der Ecke bei den Eschen stand im weißen Sommerkleide Frau Emma. Die kleine Käte trippelte vor ihr her. Als sie den Vater erblickte, warf sie die Arme nach empor.

„Pa—pa! — Papa!“

Schon lag sie auf der Nase. —

4.

Das Leben im Forsthaus war lauter, fröhlicher geworden. So still Käte am ersten Tage gewesen, jetzt wurde sie lebendig. Und schier alles drehte sich um sie.

Am eifrigsten war Anton, der Hützub.

Schon in grauer Frühe lief er nach Wildstein, um Rindfleisch zu holen. Daß für ihn beim Schlächter jedesmal eine Knackwurst abfiel, war nicht zu verachten.

Die junge Frau imponierte ihm ungeheuer. „So eine schöne Frau“, wie die Schwiegertochter seines Herrn, hatte er noch nie gesehen. Waren es die feinen Knöpfstiefelchen, das zarte Gesicht, die hellen Kleider, die so gut riechenden Seifen, die Bürsten, Parfümfläschchen — er wußte es nicht, er war einfach weg.

Margaret hatte ihn schon ein paarmal ausgelacht:

„Ich bitt' Dich, Toni, verschling' mich nicht! . . . Mach's Maul zu!“

Sobald ihn Frau Emma ansah, wurde er schon rot. Sie hatte für ihn nur Befehle. Und er sprang und lief, trug Wasser die Holztreppe hinauf, wenn Käte gebadet werden sollte, widmete jede Minute, sobald er mit den Kühen aus dem Walde zurück war, dem Kinde. Er schnitzte der Kleinen Kähne aus Kiefernrinde und ließ sie auf dem Wasser des Brunnentroges schwimmen, ließ auf ihr Schreien Schmetterlingen nach, trieb ihr die Hühner zu, damit sie sie jagen konnte, ließ sie seinen Stolz, die fleckige „Plef“, am Kopf und am Hals streicheln. Wellte, daß der Waldmann neidisch wurde.

Und Käte ritt auf dem Toni, zog den Hund am Schwanz, daß er leise knurrte, und krähte, krähte, krähte. „Strampel-Käte“ nannte sie ihre Mutter jetzt.

Margaret war ganz Hausfrau. Ihr Gesicht kam aus dem Glühen gar nicht mehr heraus. Frau Emma bewunderte sie, wie ihr alles von der Hand ging; wenn ihr aber die andere etwas zeigen wollte, lehnte sie dankend ab. Oft auch saßen die beiden Frauen beisammen in der großen Stube oder draußen unter dem Birnbaum und plauderten. Stets führte Emma das Wort. Mit der Offenheit norddeutscher Frauen

In solchen Dingen sprach sie von Familienangelegenheiten. Erzählte von ihren Eltern, ihrem Mann, dem Fritz, der sich draußen doch noch nicht so ganz eingewöhnt hätte, erwähnte jede Unpäßlichkeit, die seit Jahren in der Familie vorgekommen. Sie fragte, warum Margaret noch nicht zugegriffen hätte. Das sei nicht gut, so lange zu warten. Jung müsse man heiraten, wenn man etwas vom Leben haben wolle. Dann veräuere man nicht. Sie hörte aber nie zu, was die andere antwortete wollte, war schon längst wieder mitten drin in der Geschichte eines Verwandten.

Am Nachmittag gingen die Frauen in den Wald. Emma hatte meistens bald ein Plätzchen gefunden, das ihr gefiel, fragte, ob es hier keine Schlangen gäbe, ließ Käte neben sich spielen und flocht Kränze aus Heidekraut und großblütigen Wollgras. Margaret suchte in den Büschen nach reifen Beeren und Schwämmen.

Fritz hielt sich nach dem Frühstück zum Vater und begleitete ihn auf den meisten Waldgängen. An den beiden ersten Tagen hatte er die alte „weithindonnernde“ Schrotbüchse umgehängt, die ihm in jungen Jahren lieb und vertraut gewesen; bald hatte sie ihn „gedrückt“, er ließ sie daheim. Und blieb auch nicht immer beim Vater. Sah den Holzhauern und Waldarbeitern zu, schlenderte ohne Ziel. Im Dorfe vorn war er gewesen, im Wirtshause; und drunten in der Stöhr-Mühle und hatte ein Glas Milch getrunken. So hatte man dem Förster erzählt.

„Baumwollener!“
Wilfling wandte sich um, ob es niemand gehört.
Er sah seiner Mutter so ähnlich! War es recht, wenn er spottete? . . . Sein Geschäft in Ehren halten, war doch das erste! Ach was!

Der Förster drehte sich auf dem linken Haden. Schrie es: „Baumwollener! . . . Baumwollener! . . .“

Und schritt aus.
„Baumwollene! . . . Er . . . sie und das Kind! Alle miteinander . . . da draußen! . . .“

Wenn er früh vom ersten Waldgang schon lange wieder daheim war, kamen sie erst herunter, mit weichen Gesichtern, die kaum das kalte Wasser des laufenden Brunnens etwas aufzufrischen vermocht hatte. Und die liebe Schwiegertochter:

„Ja, Papa . . . Du begreifst das nicht! . . . Die Luft hier . . . greift mich furchtbar an . . .“

Daneben stand die Margaret. Sie hatte die Röhre gefüllt und gemolken, für ihn und für sich und den Anton die Morgensuppe hergerichtet, jetzt für die „Herrschaffen“ den Kaffee gekocht und die Butterhörnd'ln frisch aufgebraten. Schier die halbe Tagesarbeit hatte sie schon erledigt, nachdem sie nur einige Stunden auf dem Strohsack in der Wohnstube geschlafen.

Und schon hörte er ihre helle Schwarzblattstimme:
„Angreifen, Frau Emma? . . . Ja, das tut der Wald. Da heißt's eben zugreifen! Bitte, versuchen Sie doch den Honig. Es ist reiner Lindenblütenhonig . . . ganz mild . . .“

Sie wandte sich halb zu Fritz.
„Noch von Neuhaus . . . In Konradsgrün ist er eingetragen worden, und nicht ein Stäubchen Erika ist darin.“ —

Am Freitag abend kam die Eva-Kathl, um anzufragen, was sie für den Sonntag aus der Stadt mitbringen sollte.

Frau Emma war in der Stube, als die Alte eintrat. Sie betrachtete sie eine Zeitlang von der Seite, die schwarzen, glattgestrichenen Haare und die glimmenden Augen. Plötzlich trat sie auf die Botenfrau zu und hielt die Hand hin.

„Sie können wahr sagen?“
Die Alte lächelte, ein spöttisches Zucken ging ihr um den Mund.

„Wie in der Stadt und „am Brunnen“! Gerade die feinsten Damen! . . . Und alles wollen sie wissen! . . . Nein, wahr sagen kann ich nicht! . . . Aber aus den Augen lesen.“

Sie stand auf.
„Darf ich?“
Emma nickte.

Mit zwei Griffen hatte sie das Gesicht der kleinen Frau dem Fenster zugekehrt. Einige Augenblicke sah sie ihr in die Augen, dann kam es langsam über ihre Lippen:

„Sie haben einen starken Willen . . . und wollen viel . . . alles auf einmal . . . Manchmal . . . wenn es nicht gleich geht . . . gefällt Ihnen die Sach' schon nimmer . . . Und dann wollen Sie manchmal was . . . das überhaupt nicht geht . . . Aus Trotz . . . aus Stolz . . .“

„Woher wissen Sie das?“

Die Alte setzte sich wieder neben die Margaret.
„Aus Ihrem Blick hab' ich das! Sie schauen im Bogen. Ich bin größer . . . und Sie haben auf mich herabgesehen . . .“
Sie wandte sich.

„Da, die Margaret will nur, was sie erreichen kann. Gerad' aus, wie ihr Weg, geht auch ihr Blick. Auch der Förster schaut so.“

Plötzlich lachte sie auf und schlug sich auf den Schenkel.
„Na ja! . . . Und mein Bartel, der Haderlump? Ewig hat der ein böses Gewissen! . . . Weil er mir was verbergen will . . . Der schaut von unten herauf, weil er nie weiß, ob man ihm doch net auf seine Schlich' und Lügen kommt.“ —

Die Eva-Kathl erhielt diesmal nur eine kleine Bestellung. Frau Emma wollte schon am Sonntag mit der Kleinen nach Franzensbad übersiedeln, um da einige Wochen die Kur zu gebrauchen. Fritz sollte noch an demselben Tage zu seinen Geschäften zurückkehren. —

5.

Im Kurpark zu Franzensbad während der Kaffeezeit.
Wilfling sitzt mit den Seinen dem Orchester gegenüber in der zweiten Reihe. Den Platz hat Emma ausgesucht; sie will sehen, viel, alles. Sie läßt den Blick nicht von dem breiten Mittelweg, auch nicht während sie spricht.

„Siehst Du, Papa, hier gefällt es mir! Dir nicht auch?“
Der Förster will schon nein sagen, da bemerkt er, daß sie ihn gar nicht ansieht. Auch sein Blick gleitet in die Runde. Er ist nicht gern unter viel Menschen. Da muß man heucheln und über Dinge reden, die einem gleichgültig sind. Was er aber jetzt sieht, läßt auch seinen Försterblick, der an jeder verborgenen Baumwurzel der Schönheit nachspielt, nicht kalt.

Unter breitwipfeligen Kastanien Tisch an Tisch. Durch die Blattlücken kommt das Licht in breiten Fächerbändern, läßt die bunten Dedeln aufglücken, blüht an den Zuckerschalen, gleicht über die weißen Tassen und Kannen. Und jeder Tisch besetzt. Mit jungen Frauen zumeist, deren müde Gesichter nicht recht stimmen wollen zu den hellen, zartfarbenen Kleidern. Die Hände greifen langsam, beinahe träge nach den Tassen. Man hat keine Eile. — Kein lautes Wort. Nur ab und zu schlägt ein Kinderlachen auf. Auch das wie halb gedämpft. Ein Kaffeelöffelchen klingt, eine Tasse klappt beim Hinsetzen auf der Untertasse. Schließt man die Augen, so ist es wie ein Summen und Surren ringsum.

Durch die engen Gänge drängen sich die Kaffeemädchen. Im Wiegeschritt und dann wieder in leichtem Hüpfen. Die roten Röcke flattern, das seidene Brusttuch baucht sich, über der Stirn nicken die beiden Zipsel des Kopfstüches. Hierhin und dorthin gleiten die bis über den Ellbogen freien Arme. Und immer wieder ertönt in weichen, vollen Lauten, hochdeutsch einsehend, im nächsten Augenblick in den Dialekt umschlagend die Frage:

„Wünschen Sie a gonze Portion oder nea a halberte?“
(Schluß folgt.)

Japanische Kunst.

(Ausstellung im Kunstgewerbemuseum.)

Obgleich es schon eine ganze Reihe von Jahren her ist, daß die japanische Kunst die Aufmerksamkeit der Künstler und Kunstfreunde erregte — vom Jahre 1873, der Weltausstellung zu Paris, datiert dies Interesse —, haben es doch die Museumsleiter, mit wenigen Ausnahmen, versäumt, sich gleich zu Anfang dieser Zeit in den Besitz der charakteristischen Kunstwerke und Arbeiten zu setzen. Bis vor einigen Jahren blieb das Studium dieser fernden Kunst immer noch beschränkt auf enge Kreise. Heute aber interessiert sich schon das breitetste Publikum dafür und, was immer ein Zeichen für die Popularisierung ist, es beginnen Bücher zu erscheinen, die den gebotenen Stoff für weitere Kreise ausnützen.

Was den Arbeiten der Japaner so hohen Wert verleiht, das ist die Solidität der Arbeit, die, im Verein mit raffiniertem Geschmack Werke erzeugt, wie wir sie in gleicher Qualität kaum noch kennen. Allerdings beginnen diese alten Kunstwerke, an denen der Künstler oft jahrelang arbeitete, sehr selten zu werden und sind oft gar nicht mehr für Europäer zu bekommen. Denn die Japaner selbst handeln nicht so wie die Italiener, die mit ihren Kunstwerken einen schwinghaften Handel treiben, die selbst zum Mittel des Schmuggels greifen, wenn der Staat die Ausfuhr verbietet. Aber die Japaner hüten ihre Schätze, zahlen selbst die höchsten Preise dafür und behandeln die Kunstzeugnisse wie Kostbarkeiten, die zu ihrem Leben notwendig sind.

Die vorliegende Berliner Sammlung gehört dem Berliner Sammler Gustav Jacoby, der sie für einige Zeit der Öffentlichkeit

Wie Tropfen des Tau's
Auf schillernden Yamabukibüten. —
Leb' wohl!

unterbreitet. Die Sammlung ist in sechs Jahren zusammengebracht, enthält Töpferarbeiten, Ladararbeiten, Bronzearbeiten. Eine solche Sammlung ist eine gute Spekulation und bringt oft größeres Verdienst als Häuser und Grundbesitz und Wertpapiere. Mit Unterstützung von Händlern werden diese Werke zusammengebracht, der Erwerber zahlt die Preise, tut das Seine, um von sich reden zu machen. Früher war er nur Bankier Soundso, und niemand kümmerte sich um ihn. Nun ist er Kunstfreund, seine Sammlung wird genannt, er unterhält Verkehr mit Museumsdirektoren, die ihm Kataloge schreiben. Und späterhin, wenn die Mode bis zum Ueberdruß sich breit gemacht hat, denken die Museen daran, sich in dieser Richtung zu „ergänzen“, und wenn sie die Mittel aufbringen, kaufen sie eine solche Sammlung eines „Kunstfreundes“, natürlich, da der Staat als Käufer auftritt, zu doppelt und dreifachen Preisen. Der Kunstfreund lacht sich ins Häutchen.

Diese soziale Seite sei nur angedeutet. Der Laie sei besonders hingewiesen auf die Ladaſten (meist Schreibzeuge, mit Luſchnapf und Rinslerinne, aus Dedel und Käſten beſtehend), die Schwertſtichblätter und die ſogenannten Inros (Medizinebüchſen). Die Zuſammenſetzung des Ladaſt iſt unbekannt. Die Anfertigung ſolcher Ladarbeiten iſt ſo ſorgfältig und langwierig, daß ein Künſtler wohl Jahre an einem Kaſten arbeitet. Er erreicht dann jenen tiefen, ſatten Ton des glänzenden Korolits, der das Entzücken aller Kenner bildet. Oder er ſtreut Gold, ſein wie Staub, auf die Fläche, und die Oberfläche erſcheint dann goldig, warm leuchtend und flimmert ſanft. Auch werden oft verſchiedene Techniken gemiſcht. In Lada werden Perlmuttereinlagen gemacht oder ſonſt koſtbare Materialien auf die Fläche verteilt, ſo daß ein feines Farbenspiel den Reiz erhöht. Ueberall aber bleibt der Japaner ſich ſelbſt treu. Auch wo er reicheren Schmuck ſich leiſtet, wird er nie brutal, ſondern geht ganz ſubtilen Kontrastwirkungen nach und weiß maleriſche Reize voll auszunutzen. Als Hauptſtück der Sammlung liegt unter Glas ein Schreibkäſten von beſonderer Größe, eine Arbeit des Ladaſtlers Korin, der um 1700 etwa lebte, eine große Schülerſchar beſchäftigte und einen eigenen Stil, den Korin-Stil, ausbildete. Der Dedel iſt gewölbt. Eingelegtes Mei ſtellt Waſſerlinien dar. Darüber breitet ſich ein Buſch aus, deſſen Blüten in Perlmutter und Goldlack, deſſen Blätter in Mei und Goldlack eingelegt ſind. Dieſes wertvollſte Stück iſt jedoch nicht das ſchönſte und geſchmackvollſte. Es gibt feinere Arbeiten von Korin, deſſen Geſchmack hier überladen, ja prozig erſcheint. Außerſt vornehm erſcheint ein Dedel eines Schreibkaſtens in ſchwarzem Lada, auf dem in natürlicher Stellung ein Hirsch in mattſilberner Auflage erſcheint. Oft wird der Mond, die Sonne dekorativ als Hintergrund verwandt, die große Scheibe blinkt zwiſchen Schilfgräsern und Zweigen hindurch, in denen Vögel und Enten niſten. Blumenbüſchel fallen herab und neigen ſich ins Waſſer.

Unter den Töpferarbeiten ſind einige beſonders ſeine Stücke hervorzuheben, die den mühselig geregelten Farbensuß unter der Maſur zeigen. Die Farbe rinnt herab, wird aber nur ſo ſparſam aufgetragen, daß ſie gerade noch vor dem Fuß des Geſchirrs Halt macht, ſo daß ſie nicht den Boden erreicht. Auch einige Teekannen zeigen eine außerleſene, graue Färbung und betweiſen überdieß, wie genau der Japaner in ſeinen Gerätkäſten auf Schönheit und Praxis Bedacht nimmt. Er wählt immer die Materialien, die Farbe, die am eheſten dem Zweck entſpricht. Die Kunst der Japaner iſt organiſch gewachſen aus den Bedürfnissen heraus, die ſchließlich immer mehr verfeinert wurden. Sie hat nie die Einſeitigkeit gepflegt, wie die europäiſche Kunst, die in dem Staſſeleibild und den jährlichen Kunſtmärkten ſich ganz von der praktiſchen Gebrauchskunst emanzipierte, um ſich dieſem Zweig ganz excluſiv hinzugeben, während die Konſumtion, die Kaufkreiſe, die in Betracht kommen, dieſem Maſſenangebot bei weitem nicht entſprechen.

Am Charakteriſtiſchſten und vielſeitigſten zeigt ſich der außerordentlich fein entwickelte Sinn der Japaner für Linie, Farbe und Form in den kleinen Inros und den Schwertſtichblättern. Dieſe kleinen Medizinebüchſen ſind wahre Kabinettſtücke minutiöſer Arbeit, der doch nie kleinlicher Geiſt anhaftet. Sie hängen hier zahlreich in zwei Schränken unter Glas, wohl über hundert Stück. Hier iſt alles aufs Feinſte zuſammengestimmt. Selbſt das Band, das den Behälter am Gürtel hält, iſt farbig dem Metall angepaßt. Da ſehen wir landschaftliche Motive, Tierdarstellungen, wie dekorative, ornamentale Muſter in reicher Fülle auf Silber und Bronze. Oft iſt noch verſchiedenes Material verwandt. Auf dem kleinen Raum drängt ſich dann ein Ueberfluß an Farbe und Formen, die aber immer die Grenze wahren und den Geſchmack einer in ſich gefeſtigten, reifen Kultur dokumentieren. Die Freiheit der japaniſchen Motive ſieht in eigenſtümlichem Kontrast zu der ſtarken Uebernahme einzelner beſtimmter Gruppierungen, die ſich wie eine Tradition fortpflanzen. Ein hervorragender Meiſter erfand ſie. In Variation geben die kleineren Künſtler ſie wieder. Auch die Literatur ſteht in engem Zuſammenhang mit der bildenden Kunst. Verſe finden wir eingelegt. Die Buchſtaben ſind ornamental mitverwertet. Die bibliſche Darſtellung gibt den Inhalt wieder, irgend eine Sehnuſucht nach fernher, ſchöner Gegend, nach der Natur, die der Japaner mit ganzer Seele liebt. So ſieht — in Umdichtung — auf dem erwähnten Korin-Kaſten:

Hier möchte ich ruhen
Und nochmals mein Pferd tränken
Am kriſtallinen Quell von Ibe.
So ſilbern leuchtet ſeine Klarheit

Die Schwertſtichblätter dienen der Hand, die den Griff umklammert, zum Schutz. Dieſes kleine, runde Stück Bronze iſt mit aller erdenklichen Mühe immer wieder aufs neue und aufs reichſte geſchmückt. Koſtbare Einlagen ſchmüden die Fläche. Am feiſten ſehen die Stichblätter aus, die nur in Bronze gearbeitet ſind, in denen kein anderes Material verarbeitet wurde. Hier kann man nur immer wieder erſtaunen über den Phantaſiereichtum, über das Kompoſitions-genie des Japaners. Ein Blatt genügt ihm, er komponiert es hinein in die Rundung, mit Abſicht vermeidet er die ſchematiſche Regelmäßigkeit, läßt den Rand des Blattes auf der einen Seite mehr als auf der anderen überſtehen. Oder er legt einen kleinen Blütenzweig herum und füllt damit den Raum aus. Auch Tiere benutz er; oder Figuren, die der Wind im Schnee hervorrief, regen ihn an zu neuen, phantaſtiſchen Gebilden. Ueberall bemerkt man den unerſchöpflichen Reichtum der Erfindung, der auf gleicher Höhe ſteht mit der kompoſitionellen Begabung, die immer von neuem ſich betätigt, und ſchier oft unmöglich Scheinendes ſpielend betätigt. Auch hier ſind landschaftliche Darstellungen, Brücken, die über Flüſſe führen, Häuſchen, die unter dichtem Laub verſteckt liegen, beliebte Motive.

Wie bald übrigens die Europäer die Feinheiten der japaniſchen Kunst, wenigſtens äußerlich, begriffen, das beweiſen die zahlreichen Nachahmungen, von denen es in unſerer heutigen europäiſchen Kunſt wimmelt. Auf Schritt und Tritt begegnet man ihnen. Man merkte eben bald, daß hier etwas zu holen ſei. Und eine ſolche Ausſtellung guter alter japaniſcher Werke führt auch dem Laien, der unſere moderne Kunſt zugleich kennt, dieſe Betrachtung nahe. Statt daß wir aber einige ornamentale Motive äußerlich übernehmen, ſollten wir von dieſer fremden Kunſt die Ehrlichkeit der Arbeit, die Solidität der Durchgeſtaltung, die Freude am Schaffen lernen. Dieſe Folge iſt aber leider nicht eingetreten.

Der Japaner iſt ein großer Blumenliebhaber. In ſeinen einfachen, aber zweckmäßigen und geſchmackvollen Räumen, die ſo ſparſam mit Möbeln ausgefüllt ſind, wird man immer Blumen finden, in ſchönen Vaſen natürlich aufgeſtellt. Einen mit Draht zuſammgehaltenen europäiſchen Strauß hält der Japaner für barbariſch. Er kriecht ſich einen Zweig mit Blüten und ſtellt ihn bei ſich im Zimmer auf. Auch dieſe Blumenkunſt hat ja bei uns ihren Einfluß geübt. Es iſt noch nicht lange her, daß auf den Straßen und in den Läden ſolche Zweige und freie Büſchel und ganze Stauden verkauft werden. In der Ausſtellung im Muſeum ſind in die Vaſen Orchideen und Mandelbaumzweige geſtellt, die immer friſch erhalten und, wenn nötig, erneuert werden.

Allen japaniſchen Arbeiten der alten Zeit iſt das Gepräge einer Kulturhöhe eigen, über die Europa nicht verfügt. Kindlich-fröhlich und zugleich nervös-verfeinert hat dieſes Volk in ſeiner leichten Grazie und Anmut am meiſten Ähnlichkeit mit den Franzoſen. —
Ernst Schür.

Kleines feuilleton.

1. Die Hochzeit. Storck Frieda wollte alſo heiraten. Die ganze Straße war eitel Aufregung. Nicht darüber, daß Storck Frieda einen Mann nahm, nein, das Männernehmen iſt ſchließlich Mädchenlos, aber Storck Frieda bekam einen Doktor.

Ausgerechnet einen Doktor! Storck Frieda aus dem Höftekeller. Man betonte den „Höftekeller“ ſehr ſpiz, wenn man auf das große Thema zu ſprechen kam, und man kam oft darauf. Die dicke Klamme meinte, „er“ wäre gar kein Doktor und bloß 'n Kuhdokter, was doch recht gewöhnlich wäre, und die Storcken „hätte“ ſich bloß mal wieder, das „ſich haben“ hatte die ja raus!

Ja das hatte ſie, das ſah man ja alle Tage, der Höftekeller war 'ne Süßbrotthandlung und war auch kein Keller, ſondern 'n Souterrain. Und von Kartoffeln hatte ſie bloß Malta und Zemüſe nur von de feiſten.

„Und dann die Frieda!“
„Ja, voll, die Frieda!“ Die dicke Klamme ſah gen Himmel. „Immer de Feine und de Kluge, und 'ne hohe Schule und Muſikſtunde und ſo'n Quatsch, alles niſchte wat Befondres ſein, und der Kuhdokter 'n richtiger Doktor.“

Die Geriden meinte, er wäre auch einer; ſie hätte es aus beſter Quelle, nämlich vom Dienſtmädchen, und „ſie“ hatten ſich auf dem Eiſe kennen gelernt.

„So? Na, das ſieht ja Storck Frieda ähnlich, aufs Eis jehn und mit de Herrn anbandeln. Neppel zu verloofen iſt ſe zu ſein, aber Herrenbandelhaft macht ſe!“

Die Schlächterfrau, an deren Hautloß man grade die Verlobung „zerhackt“, war in tiefer Seele empört. „So wat ſollte meine Tochter machen, die kriechte Wiſe.“

„Und kriecht ooch keenen Doktor,“ ſagte die Geriden ſpiz. „Braucht ſe ooch nich, die kriecht noch 'n andern. Und warum nimmt ſe denn der Kerl? Bloß ums Geld.“

„Ja ja, um was anderes nich. Aber Geld hatten ſie ja.“
Woher ſie das bloß hatten?

„Die olle Storcken war 'ne reiche Budikerſtochter.“
„Na ſo wat Budikerſches hat ſe auch.“

„Und wer weiß, was ſe ſonſt noch gemacht hat.“
„Ja — wer weiß!“ ſagte die Schlächterfrau.

„Wenn die einen beschummeln kann, macht sie's nicht mehr wie ferne; immer de Wage hinter de Pläßer und immer mit de Finger dran rungepöckelt, man sollte jar nicht mehr bei sie kaufen.“

„Nein, das sollte man wahrhaftig nicht.“ Der ganze Laden gab der biden Klamunen Recht.

Man kaufte aber doch noch bei der Storlen, sehr oft sogar, mehr fast als sonst, und man war sehr freundlich und fragte sehr viel und „gratulierte herzlich“ und gönnte es der „lieben Frieda“. Die Schlächterfrau schickte sogar einen Blumenstrauß und ließ fragen von wegen der Hochzeitsbraten. . . .

„Quatsch!“ sagte die Storlen, bei der mal wieder „zufällig“ die Halbe Straße versammelt war. „Quatsch, Hochzeitsbraten! Unse Hochzeit wird 'ne feine Hochzeit, die feiern wir ins Lokal.“

„Das ließ sich ja denken, bei so'n feinen Mann.“
„Und reich war er ja wohl auch, hatte man gehört. Drei Häuser in Weipense, nicht?“

Na in die Kirche kam man auf alle Fälle, es würde doch gewiß 'ne fürchtbar feine Hochzeit.

Und ob es die würde! Die Storlen lächelte gönnerhaft mit der ganzen Bürde ihrer hundertfünfundzwanzig Kilo. Trauung in der Kirche, und nachher in de Schlaraffia, Kajanen gab's und Austern und jungen Spargel, der kam jetzt aus Frankreich und kostete sechs Mark das Pfund.

„Ja, wenn man so'n reichen Schwiegerjohn kriegt!“ nickte Scheinheilig die Klamunke.

„Wat?“ sagte die Storlen, „reicher Schwiegerjohn? Na denken Sie etwa der bezahlt dat? Det jehst doch alles aus meine Tasche. Der hat doch keinen roten Pfennig, dem loofe id noch de Strimpe.“ Die ganze beleidigte Bürde der nicht für voll angesehenen Kapitalistin grollte in ihrer Stimme.

„Dett hab' id ja immer jesagt,“ triumphtierte die Klamunke.

„Na, seht er, nu hört er's: Er is bloß 'n Kuhdoktor.“

„Wat?“ sagte die Storlen zum zweitemal. „Na nu wird's ja Dach. Nu hör'n Sie aber uf. 'n Kuhdoktor? So'n feiner Mann? Sie denken toll, weil Ihr Doktor Kuhdoktor is, indem det er manchmal ooch Rindvieh behandeln muß?“

„Freschheit!“ Die Klamunke griff nach ihrem Korb. „Dann kann id ja meine Appels wo anders loofen. Erst sagen Sie selber, er hätte nicht als 'n halbes Paar Duzend zerrissene zerlöcherne Strimpe, und nu is't wieder 'n feiner Mann!“ Sprach's und verschwand mit einem Hohngelächter.

„Wat die d a v o n versteht!“ Die Storlen zuckte die Achseln und jah ihr verächtlich nach. „Als ob man wat haben muß, um sein zu sein! In 'n Trade der Pöbel hat immer 's Mehrschte. . . Wollen Se mal sehen, wat meine Frieda mitkriegt? Dreißigtausend Mark in Bar und de Wäsche halb in Seide — passen Se mal uf!“

Und die Storlen lief in ihre „Privatwohnung“ und holte Padete, Gemden und Höschen und andere diskrete Sachen, aber alles elegant. Kostete auch rund achttausend Mark! „Und denn kriegt se 'n blauen Ampirsalon und schlafen wer'n se auf englisch.“

„Und des is jetzt 's neuste“, meinte Rechnungsrats Guste, die gerade Blumentohl holte und als Mädchen aus „besseren Häusern“ wußte, was Stil und Mode war.

'n blauen Ampirsalon, hm! ja! Der blaue Ampirsalon wurde wieder „ein Fall“ für „die Straße“, man besprach ihn an allen Ecken. Rechnungsrats Guste nahm ihn mit „nach oben“, die Mätin bekam ihn frisch zu ihrem Blumentohl. 'n blauen Ampirsalon und schlafen auf englisch und seidene Wäsche und dreißigtausend Mark — ja mit so was bekam man 'n Mann. Darauf sehen die Männer mehr wie aufs Feinsein und nichts dahinter.“

Die Mätin fand, Auguste wäre frech, fein sein und nichts dahinter, das ging natürlich auf ihre eigenen fünf Töchter, die trotz aller Anstrengung nicht zum Heiraten kamen. Aber ach ja, Recht hatte ja das „freche Frauenzimmer“. Die Mätin seufzte.

Die fünf Töchter seufzten gleichfalls. „Aber eigentlich kauft sie ihn sich bloß,“ meinte Mia, die Kellerte, spitznäsigt und geziert. „Möchtet Ihr denn Männer haben, die man kaufen muß? Ja danke!“

Die vier anderen dankten auch.
„Und so eingebildet wie die Gesellschaft ist“, sagte Leni die jüngste. „Wenn die olle Storl grüßt — bloß so von oben runter. Nun wird sie wohl die Nase erst recht hoch tragen. Solch Pöbel bildet sich immer gleich was ein. Ich grüße sie nächstens gar nicht mehr.“

Die vier andern wollten auch nicht mehr grüßen, aber die Mätin sagte: „Grüßt, meine Kinder! Im Gegenteil, grüßt doppelt freundlich. Darin zeigt sich ja unsere höhere Bildung. Wir wollen auch eine Gratulation hinschicken, oder noch besser, ich geh' zur Storl und gratuliere selber. Ich schulde ihr noch fünfundsanzwanzig Mark und muß noch für fünfzehn Mark dazu borgen für unsere nächste große Gesellschaft.“

i. Aus der Zeit der Künste. Uns wird geschrieben: In den „Niederlausitzer Mitteilungen“, dem Organ der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, gibt A. Prenzler eingehende Berichte über den Inhalt der Schneider-Zinnungslade der bekannten Luchfabrikstadt Forst i. L. Einige Angaben werden bei allen Schneidern und Nichtschneidern Interesse erregen. Der Landesfürst Friedrich August II. von Sachsen, wozu damals das jetzt preussische Forst gehörte, hatte 1780 alle Zinnungs-satzungen einfordern und daraus ein (1810 noch verboll-

ständigtes) Mandat für alle Künstler, Professionisten und Handwerker herrichten lassen, das erst 1869, als die preussische Gewerbe-freiheit begann, aufgehoben wurde. Nach diesem Mandat mußte ein vom Bauernstamm herkommender Lehrling nachweisen, daß er vorher vier Jahre in des Kurfürsten Landen bei der Landwirtschaft, darunter zwei Jahre bei seiner Gerichstsobrigkeit gedient habe. Den Gesellen oder Dienern wurde vorgeschrieben: mit auswärtigen Zmungen oder Gesellen-Bruderschaften nicht in Briefwechsel zu treten, auch von ihnen keine Briefe anzunehmen, diese vielmehr auf dem Dienstwege sofort uneröffnet der Obrigkeit zu übergeben, die dann „das Ge-eignete veranlaßt“.

Fast unglanblisch klingt, was sich noch im Jahre 1835 gegen eine Schneiderin ereignete. In dem Mandat war auch die Bestimmung: Pfscher oder Störer (worunter nicht zum Gewerl gehörige Meister verstanden wurden), sollten der Obrigkeit angezeigt werden, die dann „ohne Weiltäufigkeit und Verhängung eines Prozesses“ Waren und Handwerkszeug wegnehmen durfte. Als sich nun 1835 die erste Schneiderin in der Stadt niederließ, in der bis dahin die Schneider auch die Frauenkleider gefertigt hatten, da erhoben die Meister Einspruch gegen die Niederlassung der — „Pfscherin“. Auf ihr Mandat gestützt, gingen sie zu allen Dienststellen bis zum Ministerium des Innern. Aber sie wurden überall abgewiesen. —

e n. **Altrömische Drahtseile.** Das Drahtseil hat man bisher für ein Erzeugnis der modernen Industrie gehalten. Diese Ansicht ist jetzt umgestoßen worden durch einen in Pompei gemachten Fund. Man hat dort zwischen den Ruinen ein ziemlich langes aufgewickeltes Drahtseil entdeckt. Daraus geht hervor, daß die Römer schon vor nahezu 2000 Jahren die Herstellung von Drahtseilen gelamnt haben und zwar in ziemlich gleicher Art, wie sie noch heute angefertigt werden. Das pompejanische Drahtseil ist etwa 1/2 Meter lang und hat 2 1/2 Zentimeter im Umfang. Es besteht aus Bronzedraht und zwar aus drei Strängen von spiralförmig zusammengedrehtem Draht. Jeder Strang ist wieder aus 15 einzelnen Drähten verfertigt. Es ist geradezu auffällig, wie dies Drahtseil im einzelnen einem modernen Industrie-erzeugnis gleicht. Benutzt wurde das betreffende Seil wahrscheinlich an einer Winde, von der noch Teile gefunden worden sind. Diese Binden wurden von Sklaven gedreht, die in einem trommelartigen Behälter eingesperrt waren und dort wie in einer Treitmühle arbeiteten; um die Trommel wand sich dann das Seil auf, wie sich aus dem jetzt in Pompei gemachten Fund noch erkennen läßt. —

Humoristisches.

— Im Fasching. Domino auf einem Bett einer Polizeistation erwachend: „Was ich ang'fangen hab', das weiß ich nicht. Aber das eine g'spür' ich, mildernde Umständ' war'n vorhanden!“ —

— Der Bureaukrat. . . . und wenn ich gestorben bin, liebe Marie, so besorg nur ordnungsgemäß meinen Totenschein.“ — („Simpl.“)

Notizen.

— Vom April ab erscheint in Innsbruck monatlich ein- bis zweimal eine kabinisch-deutsche Volkszeitung „Der Kabiners-freund“. Das Blatt erhält auch eine wissenschaftliche Beilage: „Archiv für rätomanische Sprachforschung und Volkskunde“. Redakteur der Beilage ist Professor Th. Gartner. —

— Im Verlage von Hüpeden u. Wetzehn, Berlin, erscheint dieser Tage die zweite Serie der von Leo Berg herausgegebenen „Kulturprobleme der Gegenwart“. Die Serie besteht aus acht Bänden und kostet im Abonnement 16 M. Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Werk und ist auch einzeln zum Preise von 2,50 M. käuflich. —

— Max Halbes neues Drama trägt den Titel „Die Insel der Seligen“. —

— „Der Freund und die Geliebte des Masfles“, eine hellenische Tragödie von Ludwig Bauer, ist von dem Stadt-Theater in Köln angenommen worden. —

— „Der Uebermensch“, ein vieraktiger Schwanl von Johannes David und Karl Möller-Kastatt errang bei der Erstaufführung im Altonaer Stadt-Theater einen Heiterkeitserfolg. —

— Im Stadt-Theater zu Kasan dürfen jetzt Gorkis Stücke „Das Nächstahl“ und „Der Sommerfrühler“ wieder aufgeführt werden, aber dem Publikum ist streng verboten, zu applau-dieren. —

— Der bisherige zweite Kapellmeister des Nürnberger Stadt-Theaters, Bruno Hartel, ist für das Theater des Westens als Iryischer Tenor verpflichtet worden. —

— Alfred Bruneaus neue Oper „König Kind“, deren Textbuch von Zola stammt, gelangt heute an der Opéra comique zu Paris zur ersten Aufführung. Bei der Generalprobe wurde das Werk sehr freundlich aufgenommen. —

c. Eine neue englische Operette, „Die Ritter der Landstraße“, Text von Henry A. Lytton, Musik von Alexander Mackenzie, fand bei der Erstaufführung im Londoner Palace Theatre großen Beifall. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. März.